

Somoza-Kampagne im Ausland voraus. Die ideologische Führung der Sandinistas versteht sich als sozialistisch, ließ sich in den vergangenen Jahren aber auch von dem „Konzept“ der revolutionären Geduld“ des Brasilianers Paulo Freire inspirieren. Mitte September vollzog sich innerhalb der FSLN eine Radikalisierung und Brutalisierung der Kampfhandlungen; das harte Durchgreifen der Nationalgardisten hat bewirkt, daß die Aufständischen breite Unterstützung und großen Zulauf aus der Bevölkerung erhalten. Die „Gruppe der 12“, bestehend aus Ärzten, Schriftstellern, zwei Priestern und Intellektuellen aus anderen Berufszweigen, wird – so hoffen viele in Nicaragua – die nächste Regierung bilden, eine „nationale, sandinistische Regierung, für die wir kein

Modell zu importieren brauchen“, wie der Sprecher der Gruppe, der Schriftsteller Sergio Ramírez erklärte.

### Kirche fordert den Rücktritt

Der in der Geiselaktion von Managua als Vermittler tätige Erzbischof der Hauptstadt, *Miguel Obando*, hatte im August beide Seiten vergeblich aufgefordert, durch Verhandlungen ohne Blutvergießen zu einer gewaltlosen Lösung zu gelangen. Mit dem Priesterрат seiner Diözese hatte sich der Erzbischof öffentlich für den Rücktritt Somozas ausgesprochen: „Der gegenwärtige Regierungschef sollte seinen Rücktritt in die politischen Pläne über beiderseitige Konzessionen einbezie-

hen, um so eine von allen Bürgern Nicaraguas getragene nationale Regierung zu ermöglichen. Dies werde verhindern, daß das Land in ein Machtvakuum und in die Anarchie fällt“ (NC New Service 10. 8. 78). Nicaragua drohe Vernichtung durch Brudermord, hieß es in der Stellungnahme der Erzdiözese weiter. Am 2. August hatten die sechs Bischöfe des Landes alle Beteiligten aufgerufen, der Gewalt und der Unterdrückung ein Ende zu setzen, die „die endlose Zahl von Verwundeten, Verhafteten, Gefolterten und Vermißten täglich steigert“. Ein Regierungssprecher bezeichnete die kirchliche Stellungnahme als „Anzeichen dafür, daß die Kirche einen Dialog zwischen Regierung und Opposition zur Lösung der Krise sucht“ (id). G. B.

## Interview

# Judentum im Gespräch

## Ein Interview mit Prof. Jakob J. Petuchowski über Perspektiven des christlich-jüdischen Dialogs

*Voraussetzung für eine Intensivierung des christlich-jüdischen Gesprächs ist, daß sich auf beiden Seiten die Informationslage in bezug auf das jeweilige Selbstverständnis verbessert. Zu schnell kommt man oft zu den kontroversen oder auch gemeinsamen Punkten, ohne sich gegenseitig erst einmal richtig zugehört zu haben. Zudem bekommt das Gespräch dadurch eine gewisse Schlagseite, daß jüdischerseits fast nur israelische Positionen zu Wort kommen, wogegen das starke religiös-lebendige Judentum außerhalb Israels, insbesondere in den USA, praktisch übersehen wird. Das folgende Gespräch geht von der Frage aus, wie sich das Judentum im Lichte seiner Tradition in der Gegenwart versteht, um über die Frage nach der Bedeutung des Gelobten Landes für einen außerhalb Israels lebenden Juden zu Voraussetzungen und Zukunftsaussichten des christlich-jüdischen Dialogs zu kommen. Prof. Jakob J. Petuchowski, 1925 in Berlin geboren und seit 1939 zuerst in England, dann in den USA lebend, ist Rabbiner reformierter Richtung, lehrt jüdische Liturgie und Theologie am Hebrew Union College in Cincinnati und zählt zu den bedeutendsten zeitgenössischen jüdischen Theologen. Er*

*veröffentlichte in jüngster Vergangenheit u. a.: *Understanding Jewish Prayer* (1972; deutsch: *Beten im Judentum*, 1976); *Theology and Poetry* (1978) sowie zahlreiche Aufsätze in Zeitschriften und Sammelbänden. – Gesprächspartner war Hans Georg Koch.*

*HK: Herr Professor Petuchowski, in der Konkurrenz, die es heutzutage zwischen Religionen und anderen Sinnsystemen gibt, sind diese Religionen und Sinnsysteme verstärkt nach ihrer eigenen Identität gefragt. Je spürbarer diese Konkurrenz wird, desto mehr ist die Frage virulent, was denn nun den Juden zum Juden und den Christen zum Christen, oder was den Marxisten zum Marxisten macht usw. Nun scheint es ja der Jude zunächst relativ leicht zu haben, insofern er sagt, Jude ist, wer von einer jüdischen Mutter geboren ist. Das liegt auf einer vergleichbaren Ebene, wie wenn der Christ sagt, Christ sei der, der getauft ist. Aber das heißt hier wie dort vielleicht noch nicht allzuviel. Gibt es nicht trotz der anscheinend klaren Auskunft auch für den Juden Probleme, seine Identität zu definieren, und welche Rolle spielt dabei die religiöse Dimension?*

*Petuchowski:* Es handelt sich beim Juden um eine eigenartige Verbindung des Religiösen, des Biologischen und des Historischen. Die Juden sind eine Stammesgemeinschaft, und sie sind eine Schicksalsgemeinschaft. Man kann an sich nach jüdischem Verständnis aus dem Judentum nicht austreten. Auch die Exkommunikation, wie sie im Mittelalter gehandhabt wurde, hat den Häretikern nie das Judentum abgesprochen, sondern nur den Kontakt der anderen Juden mit dem Häretiker verboten. Im Talmud heißt es, daß selbst ein sündiger Israelit immer noch Israelit ist. Selbst wenn man eine andere Religion annimmt, ist man im Grunde genommen nur abfälliger Jude. Es spielt also zunächst einmal das Biologische und das Historische eine Rolle. Aber dies hat wiederum seine Grundlage im Religiösen. Denn es heißt, daß der Sinaibund, den Gott mit Israel geschlossen hat, nicht nur mit denen geschlossen wurde, die dabei waren, sondern auch mit denen, die nicht dabei waren. Auf dieser religiösen Basis macht man die historische und biologische Aussage, daß Jude ist, wer als Jude geboren ist. Die ganze Sache ist also nicht rassistisch bedingt. Proselyten wurden immer zum Judentum aufgenommen und die Proselyten gelten als Söhne Abrahams. Es gibt ein interessantes rabbinisches Gutachten des Maimonides im 12. Jahrhundert. Da schrieb ihm ein Proselyt: „Lieber Maimonides, ich habe Schwierigkeiten mit den Gebeten, denn die meisten Hauptgebete des Judentums sprechen immer vom Gott der Väter. Wie kann ich denn sagen, unser Gott und Gott unserer Väter? Meine Väter waren doch Heiden.“ Maimonides schrieb zurück: „Nein, wenn du Jude geworden bist, wirst du Sohn Abrahams, und du hast dann die jüdischen Väter.“ (Das spielt übrigens auch bei Paulus eine Rolle. Er kommt ja aus dem gleichen Hintergrund.) Es ist also in diesem Sinne letztlich der religiöse Glaube, der einen zum Mitglied des jüdischen Volkes macht.

### „Ich meine, daß es eine Zukunft des Judentums nur im Religiösen gibt“

*HK:* Die Identitätsprobleme, die für einen Juden entstehen können, der sich total von der religiösen Überlieferung abnabelt, hat kürzlich der in der DDR lebende Schriftsteller Jurek Becker scharf pointiert: sein Vater habe bereits die Frage gestellt, wie er dazu käme, sich als Jude zu fühlen, wenn es keinen Antisemitismus gäbe...

*Petuchowski:* Antisemitismus kann – negativ sozusagen – jüdische Identität aufrechterhalten. Das hat übrigens auch schon Sartre gesagt. Aber in einer vom Antisemitismus befreiten Welt – und ich hoffe, es kommt mal dazu – wird jüdische Identität nur auf religiöser Grundlage möglich sein. Ein säkularer jüdischer Nationalismus ist nur eine Begleiterscheinung des Antisemitismus. Ich persönlich meine, daß es eine Zukunft des Judentums nur im Religiösen gibt.

*HK:* Diese Auffassung trifft sich mit einem Wort aus der

chassidischen Tradition, das sinngemäß lautet, man könne Jude sein mit Gott, in Gott und sogar gegen Gott, nicht aber ohne Gott. Dieses Wort führt zugleich weiter zur inhaltlichen Bestimmung der „religiösen Grundlage“. Alle Theologie wird ja – nicht erst heute, aber heute besonders – von der Gottesfrage umgetrieben. Wie Sie wissen, hat es in der christlichen Theologie sogar Versuche gegeben, einen Glauben ohne Gott zu formulieren. Wie stellt sich die jüdische Theologie dieser Frage?

*Petuchowski:* Es gibt ein paar Versuche einer „Theologie“ ohne Gott auch auf jüdischer Seite in Amerika. In Amerika gibt es ja alles. Da ist zum Beispiel Richard Rubinstein, für ihn ist Gott in Auschwitz gestorben. Dann gibt es eine Bewegung, die sich Humanistic Judaism nennt, wo nicht gebetet, sondern nur meditiert wird, und wo Gott bei den Meditationen nicht erwähnt wird. Numerisch handelt es sich dabei um keine großen Gruppen, und ob sich die Sachen am Leben halten werden, weiß ich nicht. Für Juden gibt es natürlich den Streit um und mit Gott. Das hat es schon in der Bibel gegeben, das gab es im Mittelalter und das gibt es auch heute. „God is dead“ aber ist selbst schon als Slogan tot. Natürlich, es gibt das Problem der Theodizee. Wie vereinbart man die Schrecklichkeiten des 20. Jahrhunderts mit einem allmächtigen und guten Gott? Ich glaube, die Mehrzahl der Juden, soweit sie überhaupt theologisch interessiert ist – und da handelt es sich um eine Minderheit, vielleicht noch mehr innerhalb des Judentums als innerhalb des Christentums – ringt mit diesem Problem. Und dann gibt es auch einen selbstbewußten Humanismus, wo man zum Beispiel argumentiert: warum muß in den Gebeten immer Gott gelobt werden, daß er alles tut, hilft denn der Mensch nicht auch dabei? Es gibt also Schwierigkeiten mit der Gottesfrage, gewiß. Die Metaphern, mit denen wir von Gott reden, sind manchmal schwer verständlich, besonders für Menschen, die kein poetisches Verständnis von Metaphern haben. Aber ich bin überzeugt, daß der Glaube an Gott dieses Zeitalter überleben wird.

*HK:* In der Geschichte des Judentums scheinen sich Leidensgeschichte und Vertrauensgeschichte ineinander zu verschlingen. Wie läßt es sich theologisch verstehen, daß in der immer neuen Erfahrung von Leid nicht bloß die Theodizeefrage, nicht bloß Protest gegen Gott, Absage an Gott aufbricht, sondern neues Vertrauen?

*Petuchowski:* Das Wort Leidensgeschichte ist ein Wort, mit dem ich sehr vorsichtig umgehen würde. Gewiß, es gibt viel Tragisches in der langen jüdischen Geschichte, aber die jüdische Geschichte als solche als Leidensgeschichte darzustellen – etwa als Erfüllung des 53. Kapitels des Jesaja, wie man es von der Kanzel gerne mal tut –, das hieße doch die Augen schließen vor verschiedenen Perioden der jüdischen Geschichte, wo man die Juden ganz friedlich leben ließ. Wenn ich mir den jüdischen Kalender ansehe, so stehen doch mehr freudige historische Festtage als traurige historische Fasttage darin. Man kann die Auf-

fassung des Judentums und der jüdischen Geschichte nicht exklusiv auf Leidensperioden aufbauen ...

*HK:* Exklusiv sicher nicht, aber die angedeutete theologische Frage bleibt doch ...

*Petuchowski:* Ganz sicher. Sehen Sie, es gibt im rabbinischen Judentum einen Begriff, der heißt: *jissurin schel ahawah*, die Leiden, die Gott uns aus Liebe leiden läßt. Das wird in der rabbinischen Literatur so ausgedrückt: Wenn ein Töpfer Töpfe macht und er will wissen, welches die guten und welches die schlechten Töpfe sind, auf welche Töpfe klopft er? Nicht auf die Töpfe, von denen er ohnehin weiß, daß sie zerbrechen werden, sondern auf die Töpfe, von denen er vermutet, daß sie dem Klopfen widerstehen könnten. Leiden sind Prüfungen. Die Tatsache, daß Gott einen erwählt, geprüft zu werden, ist eine Manifestation der Liebe. Manchmal kann Gott da ziemlich böse zu Werk gehen. Man stellt sich dann Gott vor, als ob er einen zur Gottesleugnung treiben will, und dann hat man seinen eigenen Sieg, wenn man sich das nicht gefallen läßt. Es gibt dazu z. B. wunderschöne Geschichten der Exulanten aus Spanien im 15. Jahrhundert. Da hat sich einer nach Nordafrika retten können, ist schiffbrüchig geworden, es starben ihm Frau und Kinder, und er war am Verhungern und am Verdursten in der Wüste, und da sagte er: Gott, ich weiß, daß du von mir willst, daß ich dich verleugne, das lasse ich dich aber nicht, ich glaube dennoch an dich. Es werden solche Geschichten auch aus den Jahren 1933 – 1945 erzählt. In diesem Sinne kann man von Leidensgeschichte und Vertrauensgeschichte sprechen. Das heißt nun nicht – und ich möchte das ganz nüchtern sehen –, daß jeder, der so eine Leidensgeschichte durchgemacht hat, unbedingt am Ende gläubig herauskam. Es heißt aber, wenn man die ganze Geschichte betrachtet und sozusagen die Existenz des jüdischen Volkes trotz allem als Gottesbeweis ansieht, daß die Leidensgeschichte zur Glaubensgeschichte wurde.

*HK:* Die religiösen Grundvollzüge, in denen der Mensch in Gemeinschaft mit Gott tritt, sind Gebet und Liturgie. Das Judentum hat dafür eine reiche Tradition. Ist diese Tradition lebendig geblieben? Welche Funktion haben heute Gebet und Liturgie für die religiöse Identität des Judentums?

*Petuchowski:* Es mag sich paradox anhören, aber ich würde beinahe sagen, heutzutage eine wichtigere als je zuvor. In der Vergangenheit, in der klassischen Periode des Rabbinismus und im Mittelalter, da gab es natürlich Synagogen, aber der Schwerpunkt des religiösen Lebens lag zu Hause: in der häuslichen Andacht, in den häuslichen Zeremonien, im häuslichen Studium, was heutzutage gar nicht mehr so ist. Theoretisch ist es noch immer so. Aber wenn ich an die sechs Millionen Juden in Amerika denke, so ist der Zugang zur jüdischen Identität die Synagoge. Und deswegen ist gerade heute die Synagoge wichtiger geworden, als sie je zuvor war. Ich würde nicht sagen, daß

es der Hauptzweck des jüdischen Gebets ist, die jüdische Identität aufrechtzuerhalten, aber es ist eine ziemlich angenehme Begleiterscheinung, daß man sich im Gemeindegebiet mit Mitjuden eben als Mitglied des Volkes Gottes fühlt. Daher neige ich zu einem gewissen Konservatismus in der liturgischen Reform, denn ich will eben, wenn ich in Cincinnati in eine Synagoge gehe, daß diese Synagoge etwas gemeinsam hat mit dem historischen Judentum und mit den anderen Synagogen überall in der Welt.

*HK:* Es ist nicht zu übersehen, daß unsere Zeitgenossen in ihrer Mehrheit erhebliche Schwierigkeiten mit Gebet und Liturgie haben. Was würden Sie jemandem sagen, der davon überzeugt ist, man könne als Mensch unserer technisch-rationalen Zivilisation nicht mehr beten?

*Petuchowski:* Ich hätte gewiß Verständnis für seine Schwierigkeiten. Ich könnte aber aus meiner eigenen Erfahrung eben dann nur sagen, daß ich das Gemeindegebet sowie das persönliche Gebet als große Hilfe empfinde, gerade weil wir in einem technologisch-technokratischen Zeitalter leben, das die Persönlichkeit des Menschen immer stärker unterdrückt. Im Gebet werde ich Person, nicht nur irgendeine Nummer in einem Computer. Da stehe ich selbst da mit meinen Erfahrungen, meinen Problemen, meinen Hoffnungen, meinen Wünschen und wende mich an das Persönliche, was mir die Gottheit bedeutet. Und wenn es das Persönliche, das die Gottheit ist, nicht geben würde, dann würde man leicht zum Verzweifeln kommen in der heutigen Welt. So würde ich sagen, daß alle Probleme und Schwierigkeiten, die man gegen das Gebet aufführt, gerade die Probleme und gerade die Schwierigkeiten sind, die das Gebet so wichtig machen heutzutage.

### **„Die Juden mußten immer Juden sein, ohne vom Staat oder der Gesellschaft darin unterstützt zu werden“**

*HK:* Man beschreibt die heutigen Krisenerscheinungen in bezug auf Glaube und Religion häufig mit dem Stichwort der Säkularisierung. Sie wissen, daß in der christlichen Theologie die Diskussion dieses Begriffs eine ganz erhebliche Rolle spielt. Wie stellt sich jüdische Theologie dem Problem der Säkularisierung, ist das überhaupt ein Thema für sie?

*Petuchowski:* Ein Thema ist es schon. Aber ich würde sagen, daß das Problem der Säkularisierung hauptsächlich ein christliches Problem ist. Die Kirche muß auf eigenen Füßen stehen, da der Staat sie nicht mehr in ihren Exklusivitätsansprüchen unterstützt. Das ist die Krise des heutigen Christentums. Die Juden müssen mit dem Problem schon seit neunzehn Jahrhunderten fertig werden, denn seit der Zerstörung des zweiten jüdischen Staates im Jahre 70 hat es nie einen Staat gegeben, der die Ansprüche des Judentums unterstützt, nie ein Milieu, das dem Judentum positiv gegenüberstanden hat. Die Juden mußten immer

Juden sein, ohne vom Staat oder der Gesellschaft darin unterstützt zu werden.

*HK:* Ist für das Judentum die mit dem Begriff der Säkularisierung bezeichnete Entwicklung also nichts anderes, als es die Existenz im Exil immer gewesen ist, oder ist damit nicht doch eine qualitativ neue Art von Exil bzw. Diaspora gegeben?

*Petuchowski:* Säkularisierung ist für die Kirche eine neue Art von Exil, für das Judentum ist es immer noch die alte Art von Exil. Interessant ist, daß sich christliche Theologen bei dem Versuch, die Säkularisierung zu bewältigen, ausgerechnet auf das Judentum und die hebräische Bibel berufen, etwa mit der Aussage, daß in der Bibel bereits die Natur säkularisiert würde und so fort. Tatsächlich scheint mir die Unterscheidung zwischen Geistlichem und Säkularem doch immer hauptsächlich vom Christentum betont worden zu sein. Sie ist dem Judentum gar nicht so eigen. Man sieht nicht von der Religion auf das Leben herab. Man sieht das Leben als die Arena, in der man religiös ist. Säkularisierung heißt also vom jüdischen Standpunkt aus gesehen einfach, daß der moderne Staat nicht mehr – wie der mittelalterliche Staat – die Kirche unterstützt und gegen die Synagoge ist. Heute unterstützt der Staat die Säkularisierung und ist gegen die Kirche und die Synagoge.

*HK:* Wenn man den Begriff Säkularisierung weit faßt, wird man aber doch sagen müssen, daß in der Gestalt der „säkularisierten Juden“, die sich nicht mehr am religiösen Leben – im weitesten Sinn – beteiligen, das Problem auch sehr unmittelbar in das Judentum hineinreicht. Fühlt sich ein gläubiger Jude nicht davon betroffen, daß viele Mitjuden seine Religiosität nicht mehr verstehen oder jedenfalls nicht bereit sind, sie für sich zu übernehmen?

*Petuchowski:* Es kommt darauf an, von welcher Perspektive man die Sache sieht. Ich persönlich habe einen vielleicht etwas elitistischen Standpunkt. Wenn ich mir die ganze jüdische Geschichte ansehe, so finde ich, daß es immer nur eine Minderheit war, die überhaupt richtig religiös war. Sehen Sie sich mal die Geschichte von Moses an: das Volk hat das goldene Kalb angebetet, eine Minderheit hat sich um Moses geschart. Es hätte nie Propheten gegeben, wenn das ganze Volk religiös gewesen wäre. Es gab nur Propheten, weil das Volk nicht religiös war. Diejenigen, die sich um die Propheten scharten, waren eine Minderheit. Und wenn wir von den Glanzperioden der jüdischen Geschichte reden – sagen wir beispielsweise Spanien im 9., 10., 11. Jahrhundert –: ich weiß nicht, ob alle spanischen Juden wirklich Gläubige waren oder ob sie gar Philosophen waren oder Theologen. Und als es 1492 zur Austreibung der Juden in Spanien kam, und man die Juden vor die Wahl stellte: entweder laßt ihr euch taufen oder ihr müßt gehen – ich bin gar nicht davon überzeugt, daß die Mehrzahl der Juden gegangen ist. Oder wenn wir von den großen Errungenschaften des deutschen Judentums reden,

die sich mit Namen wie Leo Baeck, Hermann Cohen, Franz Rosenzweig verbinden, nun ja, das ging dann auch nicht auf alle Kreise der Juden über. Deswegen bin ich nie so ängstlich wie einige meiner Freunde und Kollegen, die mir sagen: sieh doch mal, es gehen so und so viele Juden nicht mehr in die Synagoge, es glauben so und so viele Juden nicht mehr ...

*HK:* Ist das nicht auch tatsächlich – trotz aller historischen Relativierung – eine Herausforderung?

*Petuchowski:* Doch, eine Herausforderung ist es trotzdem. Man kann mit ihr auf zweierlei Art zuwege kommen. Man kann entweder – und es gibt solche Züge im reformierten Judentum – zu den Leuten sagen: also hört mal, ihr glaubt nichts, wir glauben auch nichts, ihr praktiziert nicht, wir praktizieren auch nicht, ihr betet nicht, wir beten nur noch kaum, ihr gehört also immer noch zu uns. Worauf dann die Antwort ist, wir haben das sehr gut ohne euch gemacht, dazu brauchen wir keine Synagoge und keine Rabbiner. Das andere ist, verstehen zu lernen, was es ist, das die Menschen glaubensunfähig und gebetsunfähig macht, und zu versuchen, ihnen zu zeigen, daß die jüdische Religion ihnen etwas zu sagen hat, wenn sie sich nur ein bißchen die Mühe machen, das zu studieren.

### „Es gibt keine erlösten Enklaven in einer unerlösten Welt“

*HK:* In früheren Zeiten hat zu einem solchen Studium von vorneherein ein religiös geprägtes Milieu angeregt. Dieses Milieu ist unter den Bedingungen einer pluralistischen Gesellschaft – für das Judentum wie für das Christentum – zerbrochen. Hat das nicht einschneidende Folgen auch für das Judentum?

*Petuchowski:* Ich möchte da wieder auf etwas sehr Paradoxes kommen. Die Religionsleugner kat' exochen, mit denen wir gesegnet sind, kommen meist aus streng religiösen Häusern, während gerade heutzutage die Befürworter der Religion oft aus nichtreligiösen Häusern sind und ihren Weg zur Religion erst gefunden haben. Ein Grund dafür, daß ich nicht dasitze und die Abtrünnigen beweine, ist, daß es parallel mit der Abtrünnigkeit heutzutage ein Phänomen gibt, das man auf hebräisch teschuwah nennt, das heißt die Rückkehr. In Deutschland wird das symbolisiert zum Beispiel durch einen Franz Rosenzweig, der aus ganz assimiliertem und nicht-religiösem Haus kam und der dann, gerade weil er aus so einem Milieu kam, seinen Weg zum Judentum gefunden hat. Das gibt es heute in Amerika besonders viel unter den Studenten. Das religiöse Milieu als solches ist überhaupt keine Garantie, genauso wenig wie das nicht-religiöse Milieu unbedingt bedeutet, daß die, die aus einem solchen Milieu stammen, keinen Zugang zur Religion finden.

*HK:* Wenn man von religiösem Milieu und von Säkulari-

sierung redet und darüber mit einem jüdischen Theologen spricht, dann liegt es nahe, auf den Staat Israel zu kommen. Hier existiert ja offenbar so etwas wie ein religiös legitimes Großmilieu, das gleichzeitig ein säkularisierter Staat ist. Besteht zwischen beiden Dimensionen nicht eine unaufhebbare Spannung?

*Petuchowski:* Der religiöse Charakter des Staates Israel ist für mich nur eine historische Größe auf der einen Seite und eine eschatologische auf der anderen Seite. Historisch: das ist das Land der Väter, es ist das Land der Propheten. Eschatologisch ist es das Symbol des Messiasreiches. Aber eine vorweggenommene Eschatologie in bezug auf den heutigen Staat Israel scheint mir religiös sehr gefährlich. Denn, wie ich die Sache sehe, gibt es keine erlösten Enklaven in einer unerlösten Welt. Also hat der Staat Israel, wie er heute existiert, für mich zumindest keine messianische Bedeutung. Die jüdische Tradition lehrt mich, daß Exil sowohl räumlich wie auch zeitlich zu verstehen ist. In einer vormessianischen Zeit ist überall Exil. Und daher ist in einer vormessianischen Zeit der Staat Israel genauso Exil wie andere Länder, selbst wenn räumlich dort die Juden in Sicherheit leben sollten, was momentan natürlich nicht der Fall ist. Was propagandartig über den Staat Israel ausgesagt wird: Erfüllung biblischer Prophezeiung usw., das scheint mir heutzutage wirklich nicht gegeben zu sein. Und sollte Israel tatsächlich einmal messianisch werden, so braucht das immer noch nicht zu heißen, daß Israel im christlichen Sinn – auf jüdisch übertragen – ein Kirchenstaat werden muß. Wenn Sie z. B. das 31. Kapitel des Jeremia lesen, in dem vom neuen Bund gesprochen wird, wo das Gesetz Gottes im menschlichen Herzen geschrieben steht, wo niemand den anderen belehren soll: erkenne Gott, „denn sie werden mich alle erkennen vom Größten bis zum Kleinsten“, dann sieht mir das doch so aus, daß da nicht von einem Staat mit Kirchengewalt die Rede ist.

*HK:* Faktisch besteht aber heute in Israel eine Art Mischung aus „Kirchenstaat“ und säkularem Staat...

*Petuchowski:* Israel ist an sich verfassungsmäßig ein säkularer Staat, hat aber dem orthodoxen Rabbinat eine gewisse Rolle eingeräumt in Heirats- und Scheidungsgesetzen. Das heißt, daß im Staate Israel das orthodoxe Rabbinat sozusagen die Staatsreligion verwaltet. Für mich ist das kein religiöses Problem, sondern ein rein politisches Problem. Es hängt immer von der Zusammensetzung der Regierungskoalition ab, wieviel Rechte den nicht-orthodoxen Juden gegeben werden oder nicht. Unter Begin gibt es zur Zeit wieder einen starken Klerikalismus, denn ein starker Nationalismus verbindet sich gerne mit dem Klerikalismus. Aber selbst unter der nicht-religiösen Arbeiterregierung wurde dem orthodoxen Rabbinat seine normative Rolle zugestanden, weil die Sozialisten nicht allein das Land regieren konnten. Das beeinträchtigt Christen und Muslime – trotz des neuen Missionsgesetzes – weniger als nicht-orthodoxe Juden. Ich könnte zum Beispiel in

Israel keine Trauung vornehmen, aber ehrlich gesagt stört mich das nicht. Ich habe ein Jahr lang reformierte Gottesdienste in Jerusalem abgehalten, und es ist mir nichts passiert.

*HK:* Das Land Israel scheint insofern auch ein zentrales Thema jüdischer Theologie zu sein – zumindest wird das von Christen immer wieder so angenommen –, als die spezifisch jüdische Sicht des Verhältnisses von Weltgeschichte und Heilsgeschichte in der faktischen Existenz des Landes Israel ihren Kristallisationspunkt hat. Würden Sie das so akzeptieren?

*Petuchowski:* Ja, nur würde ich es viel vorsichtiger formulieren. Wenn in der Bibel vom Bund Gottes mit Abraham, Isaak und Jakob, wenn vom Sinai-Bund gesprochen wird, dann heißt es immer: ich gebe euch das Land, das ich euren Vätern zugeschworen habe. Das Land ist das konkrete Zeichen des göttlichen Bundes. Wenn es einmal eine Zeit geben sollte, in der das Volk Israel ungestört und in Frieden das Land bewohnen kann, dann ist das schon ein Zeichen der göttlichen Verheißung, die konkret geworden ist. Aber, und hier kommt ein großes Aber, man muß auch hier wieder das Theologische vom Politischen unterscheiden. Jüdische Meinungen scheiden sich an der Frage, ob das Land Endzweck ist – diese Frage würde vom Zionismus bejaht werden; oder ob das Land nur Mittel zum Zweck zur Schaffung eines Gottesvolkes ist – das würde bejaht werden vom klassischen reformierten Judentum (nicht vom reformierten Judentum heute), es würde bejaht werden von Samson Raphael Hirsch, der in Deutschland im 19. Jahrhundert die Neuorthodoxie gründete, und es würde von den extrem Orthodoxen im Staate Israel bejaht werden, die den Staat Israel als solchen nicht anerkennen mit der Begründung, der jüdische Staat könne nur von Gott im Messiasreich gegründet werden und nicht von Menschen, geschweige denn von nichtreligiösen Menschen. Ich meine, daß Heilsgeschichte und Menschengeschichte bzw. Weltgeschichte zusammengehen. Ich glaube nicht, daß sich im heutigen Staat Israel das Ziel der Heilsgeschichte und der Menschengeschichte findet. Und ich meine weiter, daß es kein erlöstes Volk Israel und kein erlöstes Land Israel geben wird, wenn es nicht eine erlöste Menschheit geben wird. Wie die Sache heute liegt, scheinen wir noch sehr, sehr weit davon entfernt zu sein.

*HK:* Solche theologischen Rasonnements über die Bedeutung des Landes Israel scheinen aber im zeitgenössischen Judentum keine Hochkonjunktur zu haben....

*Petuchowski:* Die tiefere theologische Durchdringung dieser Frage wurde beiseite geschoben, weil der Holocaust zur Konzentration auf aktuelle Lebensprobleme geführt hat. Sie werden heutzutage kaum Juden finden, die die Frechheit haben, die ich mir gerade genommen habe, das Problem so darzustellen. Denn es schwingen immer die Erinnerungen an die jüngste Vergangenheit mit. Man sieht überall Gefahr, und deshalb gehen alle Bestrebungen dar-

auf hin, den Staat Israel zu sichern und die dortige jüdische Bevölkerung vor Angriffen zu schützen. Das ist heute die Hauptarbeit der jüdischen Organisationen. Vielleicht braucht es eine ruhigere Zeit als die, in der wir jetzt leben, bis es dazu kommt, daß man die theologischen Probleme wieder ganz nüchtern betrachten kann. Ich habe sie immer schon so betrachtet, und das wird mir jüdischerseits teilweise übelgenommen: das seien so Spielereien, die man sich erlauben könne, wenn Frieden ist, aber nicht heute. Dagegen bin ich darauf bedacht, die jüdischen Geister auf eine Zeit vorzubereiten, in der es Frieden geben wird, wo man dann nicht umhin kann, die theologischen Fragen zu stellen.

### „Was im messianischen Zeitalter geschieht, das bin ich geneigt, Gott zu überlassen“

*HK:* Welchen Platz hat in einer theologischen Deutung des Landes Israel, wie Sie sie skizzierten, die Hoffnung auf Rückkehr nach Zion, die durch die Jahrhunderte konstitutiv war für das gläubige Judentum?

*Petuchowski:* Nun, das wurde religiöse Hoffnung, als der erste Tempel und der erste Staat untergingen. Es war eine Hoffnung, die am Ende des babylonischen Exils gewissermaßen erfüllt wurde. Interessant bei der Sache ist, daß nur eine Minorität der in Babylonien ansässigen Juden nach Palästina zurückkehrte, als es ihnen erlaubt wurde. Dieselbe Hoffnung beseelte dann die Juden, als der zweite Staat unterging. Solange man auf der einen Seite von der Gesellschaft, in der man lebte, ausgestoßen war und auf der anderen Seite die Sache dem lieben Gott überließ, konnte man tatsächlich damit rechnen, daß der Messias alle Juden von den vier Enden der Erde in das gelobte Land zurückführen würde. Das war durchaus eine Art Naherwartung. Ich will ihnen dazu eine Geschichte erzählen. Ein Chassid lud zur Hochzeit seiner Tochter ein. Er schrieb: meine Tochter heiratet am soundsovielten in Jerusalem. Und darunter: sollte aber bis dahin der Messias noch nicht gekommen sein, wird sie in Berditschew heiraten. Man verlegte das Ziel der Hoffnung doch wieder auf das Ende der Zeiten ...

*HK:* ... und steht jetzt, da das Ziel scheinbar nahe ist, vor erheblichen Schwierigkeiten ...

*Petuchowski:* Ja, und davon kann die Hoffnung auf Rückkehr natürlich nicht unberührt bleiben. Wenn man die Rückkehr für das Ende der Zeiten erhofft, kann man sagen, das wird Gott schon machen können. Es wird aber brenzlich, wenn man als Mensch die Aufgabe Gottes übernimmt. Genau hier ist das Problem des säkularen Staates Israel. Wenn man nun von einer Rückkehr der Juden ins gelobte Land spricht, dann muß man ja von Problemen von Wirtschaft und Politik und Diplomatie Notiz nehmen. Das ist dann nicht so einfach, als wenn Gott alles

selbst macht. Auf der anderen Seite hat sich die Gesellschaft, in der Juden leben, verändert. Ich persönlich fühle mich in Amerika nicht als Verbannter, als im Exil Lebender, bis auf die *zeitliche* Dimension, d. h. ich weiß, daß ich in der vormessianischen Zeit lebe.

*HK:* Bleibt die Rückkehr dann in Ihrem Verständnis der messianischen Zeit vorbehalten?

*Petuchowski:* Daß am Ende der Zeiten alle Juden in das Land Israel müssen, davon bin ich nicht unbedingt überzeugt. Daß es eine Ansiedlung von Juden im Lande Israel geben soll, um das konkrete Bundeszeichen aufrechtzuerhalten, davon bin ich überzeugt. Was im messianischen Zeitalter geschieht, das bin ich geneigt, Gott zu überlassen.

*HK:* Die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis von Weltgeschichte und Heilsgeschichte, die uns zum Staat Israel geführt hat, stellt sich in anderer Perspektive ähnlich als Frage nach dem Verhältnis von Erwählung Gottes und menschlicher Antwort darauf, noch einmal anders als Frage nach dem Verhältnis von Glaube und Ethik. Wie stellt sich das für jüdische Theologie dar?

*Petuchowski:* Es ist ein Kernpunkt der jüdischen Theologie, daß man durch den Glauben allein nicht selig wird. Wenn ich heute sterbe und vor den Richterstuhl Gottes komme und dem lieben Gott erzähle: ich habe die 13 Glaubensprinzipien des Maimonides alle eifrig geglaubt, wird mir das gar nichts nützen, denn ich muß den Glauben durch die Tat beweisen. Habe ich ethisch gelebt? So gibt es im talmudischen Mythos schöne Kataloge von Fragen, die man von Gott gefragt wird, wenn man vor dem Richterstuhl erscheint. Davon heißt eine Frage: Hast Du auf das Heil gehofft? Das ist vielleicht die einzig theologische Frage dabei. Eine zweite Frage heißt: Hast Du in Deinem geschäftlichen Leben gerecht gehandelt? Eine dritte Frage heißt: Hast Du täglich Zeit dem Studium gewidmet? Und eine vierte Frage heißt: Hast Du das Gebot der Fortpflanzung erfüllt? Auf englisch gibt es ein Sprichwort: The proof of the pudding is in the eating. Ins theologische übersetzt: die Glaubenslehren müssen sich im aktuellen Leben bewähren. Der Talmud geht sogar so weit, einmal Gott sagen zu lassen: Mich können sie vergessen, solange sie nur meine Lehre beobachten, denn durch das Licht, das in der Lehre ist, werden sie ihren Weg zu mir wieder zurückfinden.

### „Die Atheisten, die ethisch leben, zehren gewissermaßen vom alten Fett“

*HK:* Heißt das dann nicht doch, daß es allein auf das ethische Handeln ankommt, und kann man das nicht auch ohne Glauben?

*Petuchowski:* Nun, ich würde nie behaupten, daß ein

Atheist nicht ethisch leben kann. Denn ich kenne zu viele Atheisten, die ethisch leben. Ich würde aber sagen, daß die Atheisten, die ethisch leben, gewissermaßen vom alten Fett zehren, und daß die Ethik, wie sie mir vorschwebt, irgendwie im Glauben verankert sein muß. Sonst gibt es keine Garantie für sie.

*HK:* Wenn ich recht verstehe, widersprechen Sie damit frontal dem verbreiteten christlichen Klischee von der jüdischen Werkgerechtigkeit...

*Petuchowski:* Leider gibt es dieses Klischee. Es hätte sich nie halten können, wenn die Christen ihr eigenes Neues Testament genau gelesen hätten. Ich glaube, die Position, die ich Ihnen gerade dargestellt habe, ist genau die Position, wie sie in vielen Schriften des Neuen Testaments zu finden ist: eine Balance zwischen Glaube und Tat, nicht ein Entweder-Oder. Das Entweder-Oder hat es im übrigen auch in der Kirche nicht gegeben. Dieselben Kirchenväter, die vom Glauben schwärmen, sprechen auch von der nova lex Jesu und der nova lex Christi und sie haben das kanonische Recht aufgebaut. Das zeigt doch, daß auch innerhalb des Christentums Glaube und Tun zusammengehören, zumindestens im Katholizismus. Daß dabei die Initiative Gottes der Initiative des Menschen vorausgeht, gilt für das Judentum ebenso wie für das Christentum. Man sollte auf christlicher Seite sehr ernst nehmen, daß im „Höre Israel“ an erster Stelle die Annahme des Jochs der Herrschaft Gottes steht, an zweiter Stelle die Annahme des Jochs des Gesetzes.

*HK:* Auf den Komplex Judentum-Christentum werden wir gleich noch zurückkommen. Nur noch eine Frage im Vorfeld dazu: das Judentum hat versucht, Einheit der Offenbarung und Vielfalt der Glaubensverständnisse in der Form zusammenzuhalten, daß es Überlieferung der Wahrheit als Streiten um die Wahrheit praktizierte. Wie wird das theologisch begründet und wie hat es sich bewährt?

*Petuchowski:* Man war sich im Judentum immer dessen bewußt, daß Gott Gott ist und der Mensch Mensch ist, und daß, wenn Gott sich offenbart, die Wiedergabe der Offenbarung durch menschliche Kanäle stattfindet. Nun unterscheiden sich Menschen aber in ihrem Auffassungsvermögen. Schon in der frühen rabbinischen Literatur heißt es, daß z.B. bei der sinaitischen Offenbarung jeder nach seinen Auffassungskräften verstanden habe; und dann wird auch anderswo ein Psalmvers angeführt, in dem es heißt: Gott sprach einmal, zweimal habe ich verstanden. Das läuft durch die ganze rabbinische Literatur hindurch, wobei selbst der Standpunkt, der vielleicht einmal abgelehnt wird, weiterhin tradiert wird; denn die Fülle der göttlichen Offenbarung geht eben immer über das hinaus, was der einzelne Mensch oder was die einzelne Schule versteht. So erzählt der Talmud in seiner mythischen Art, als die berühmten Schulen des Hillel und Schammaj – vom ersten Jahrhundert vor bis etwa ins 3. Jahrhundert nach –

durch die Generationen hindurch über alles Mögliche stritten, da habe man eine Himmelsstimme gehört, die sagte: beides sind die Worte des lebendigen Gottes, aber inzwischen soll die Entscheidung gefällt werden nach der Meinung der Schule Hillels. Das bedeutet aber nicht, daß die Meinungen der Schule Schammajs nicht weiter tradiert worden wären, denn es könnte ja mal auch eine Zeit geben, wo das die richtige Entscheidung ist, denn nicht nur Hillel hat den Willen Gottes verstanden, Schammaj hat den Willen Gottes auch verstanden. Das ist es, was die vielen Bände des Talmud ausmacht: Diskussionen, die sich durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurchgezogen haben.

*HK:* Für die Praxis gab es aber doch Festlegungen?

*Petuchowski:* Einheitlichkeit wollte man nur auf dem Gebiet der religiösen Praxis haben. Auf dem Gebiet des Glaubens – bis auf wenige Ausnahmen, also etwa Offenbarung und Auferstehung – hat man es dem einzelnen überlassen, was er glaubt und was er nicht glaubt, und auch da, wo man dogmatisch formuliert hat, also etwa bei Offenbarung und Auferstehung, ließ man die Einzelfragen offen. Es werden im Talmud die verschiedensten Meinungen tradiert, ohne daß man über Glaubensfragen Abstimmungen gemacht hat, wie man es bei Gesetzesfragen gemacht hat. Der Pluralismus, wie er dem Judentum eigentümlich ist, geht aber noch über die Grenzen des Judentums hinaus: indem z. B. behauptet wird, daß ein allgemeiner Bund Gottes mit der Menschheit existiert seit den Tagen Noahs und seiner Söhne; oder wenn behauptet wird, daß die Gerechten unter allen Nationen ihren Anteil am Himmelreich haben, ohne Juden werden zu müssen. Die Begründung dafür liegt darin, daß man es Gott frei läßt, auch mit anderen Menschengruppen in Verbindung zu treten, so daß der Weg nicht gerade durch die jüdische Sicht der Wahrheit zu gehen hat.

*HK:* Ein solcher Pluralismus scheint nicht notwendigerweise zum Interesse für andere religiöse Überzeugungen zu führen: er kann die Begründung sowohl dafür abgeben, daß man sich der Begegnung öffnet, wie dafür, daß man sich ihr verschließt. Was das jüdisch-christliche Gespräch betrifft, so steht es offensichtlich aktuell immer noch unter den Auswirkungen der jüngsten Vergangenheit. Sie hat einerseits vielleicht überhaupt erst dazu geführt, daß man sich christlicherseits ernsthaft für das Judentum interessierte, andererseits verhindert sie, daß man offen miteinander sprechen kann. Gibt es heute wieder die Atmosphäre für das offene Gespräch, oder sind die Barrieren der Vergangenheit noch zu hoch?

*Petuchowski:* Hier kann man nicht verallgemeinern. Gewiß liegt das christlich-jüdische Gespräch in Amerika auf einer anderen Ebene als etwa in Deutschland, denn die amerikanischen Christen gehen nicht mit einem großen Schuldbewußtsein an die Sache heran. Ich will nicht sagen, daß es die Barrieren der Vergangenheit hier in Deutschland nicht gibt. Die gibt es gewiß. Aber ich glaube, daß sie nicht

hoch genug sind, um das Gespräch als solches zu verhindern, besonders, wenn man bedenkt, daß die meisten Christen, die an diesem Gespräch teilnehmen, einer Generation angehören, die persönlich die Greuelthaten nicht begangen hat. Was das Gespräch gerade in Deutschland schwermacht, ist die Tatsache, daß es in Deutschland heute fast keine Juden gibt oder jedenfalls keine, die sich als ebenbürtige theologische Gesprächspartner fühlen. Bei Gesprächen, die hier in Deutschland stattgefunden haben, scheint es mir zuviel um Fragen des Zionismus und des Staates Israel zu gehen und zuwenig um ein eigentlich theologisches Gespräch, in dem Christentum und Judentum sich als geistige Größen gegenüberstehen.

*HK:* Es gibt christlicherseits den Wunsch – und auch bereits Versuche, ihn zu realisieren –, das Gespräch auf akademischer Ebene zu institutionalisieren, etwa indem man einen jüdischen Theologen mit Lehrverpflichtungen an eine theologische Fakultät bindet. Können Sie sich etwas derartiges als angemessene Form des Dialogs vorstellen?

*Petuchowski:* Eine solche christliche Initiative scheint mir von ganz großer Bedeutung zu sein. Zum ersten eben deshalb, weil es kaum deutsche Juden gibt, so daß, wenn das Judentum überhaupt bekannt werden soll, das hauptsächlich auf akademischer Basis geschehen muß. Zum anderen deshalb, weil es in Deutschland eine theologische Dimension, eine Art von „sophistication“, wie wir das sagen, gibt, die es aus historischen Gründen in der angelsächsischen Welt so nicht gibt. Aus diesem Grund ist im jüdisch-christlichen Gespräch in Amerika sehr viel bloß Goodwill-Stimmung. Da klopfen wir gegenseitig auf die Schulter: wir sind doch alle Menschen, nicht wahr, die Unterschiede spielen doch keine Rolle. Oder man betreibt philologische Studien: ein Rabbiner wird Fachmann auf dem Gebiet des Neuen Testaments oder der Kirchenväter und ein christlicher Theologe wird Fachmann in der rabbinischen Literatur. Dann kann man schön unparteiisch darüber argumentieren, ob eine grammatikalische Form bei Justin richtig ist oder nicht. Das ist nicht die Art des Gesprächs, die wir brauchen. Ich glaube, daß es gerade in der intellektuellen Tradition Deutschlands die Anknüpfungspunkte gäbe für eine theologische Durchdringung, ohne die wir nicht auskommen, wenn wir in den wesentlichen Punkten Vergleiche anstellen und vielleicht auch gemeinsam Wege suchen wollen, auf denen man in die Zukunft gehen kann.

### **„Für den Juden im Westen ist das Christentum eine Frage, wenn er an Gott glaubt“**

*HK:* Die Ausgangspunkte für das Gespräch scheinen für beide Partner unterschiedlich zu sein: der Christ ist, wenn er sich recht versteht, als „Nachzögling“ notwendigerweise auf das Judentum verwiesen, für den Juden sieht das wohl ganz anders aus. Ist das Gespräch mit dem Christen

auch für den jüdischen Gesprächspartner mehr als ein Zugeständnis an die Situation, hat es einen Ort in seinem Glaubensbewußtsein?

*Petuchowski:* Ja, es hat, zumindest für den Juden im Westen. Es ist denkbar, daß es einen Juden in Indien oder China gibt oder in der Sahara-Wüste, für den das Christentum überhaupt keine Rolle spielt, da er selbst mit dem Christentum nie in Verbindung trat. Der Jude im Westen hat nun schon beinahe 2000 Jahre in einer christlichen Umgebung gelebt und er muß doch irgendwie mit dem Christentum fertig werden. Das Christentum ist eine Frage an ihn, wenn er an Gott glaubt. So hat sich z. B. im 12. Jahrhundert Maimonides, der größte Religionsphilosoph des Judentums im Mittelalter, tatsächlich mit dem Christentum befaßt. Maimonides ist in Spanien geboren und lebte dann in Ägypten, und er sah eben, daß es nicht nur Juden und Heiden auf der Welt gibt, sondern daß es Juden, und daß es Christen und Muslims gibt, und so fragte er: was will denn Gott mit den Christen und den Muslims? Was für eine Rolle spielen sie denn im göttlichen Heilsplan? Er kam zu dem Resultat, daß das auch von Gott gewollt ist. Christentum und Islam haben die Rolle, die Lehre der jüdischen Offenbarung an die vier Enden der Welt zu bringen. Wenn man das mal etwas als Karikatur ausdrücken will, ist das Christentum für ihn eine jüdische Missionsbewegung.

*HK:* Ist diese Linie in der jüdischen Theologie weiterverfolgt worden?

*Petuchowski:* Nun, etwas philosophischer wurde die Sache im 20. Jahrhundert von Franz Rosenzweig dargelegt. Da ist die Rede vom Feuer und den ausgehenden Strahlen, wo Rosenzweig sogar so weit geht, dem Johannesevangelium zuzustimmen. Wenn es da heißt: Niemand kommt zum Vater denn durch mich, sagt Rosenzweig als Jude: das stimmt. Er behauptet dann aber weiter, daß das nur auf die zutrifft, die zum Vater erst kommen müssen. Wir Juden seien ja schon beim Vater, und deshalb sei es keine Missionspredigt. Aber ich möchte hier einmal die Verbindungen viel konkreter sehen. Ich habe mal einen Tag mit den Samaritern und ihrem Hohen Priester verbracht. Da habe ich mir Gedanken darüber gemacht, wie mein Judentum aussehen würde, wenn ich nicht durch die christlich-europäische Kultur beeinflusst worden wäre. Vielleicht wäre das Judentum irgendwie steckengeblieben in seiner geistigen Entwicklung, wie es die Samariter sind. Es mag mehr ein indirekter als ein direkter Einfluß gewesen sein. Aber sofern man die Kultur des Westens in irgendeinem Sinne bejaht, hat man doch eine gewisse positive Einstellung zumindest zu einem Aspekt des Christentums. Das habe ich selbst mal sehr intensiv gefühlt, als ich die Aufgabe hatte, einen Japaner, dessen Vater Buddhist und dessen Mutter Taoistin oder etwas ähnliches war und der ursprünglich nur aus akademischem Interesse zu uns zum Studium gekommen war, auf seinen Übertritt zum Judentum vorzubereiten. Das Interessante und auch Schwierige bei der

ganzen Sache war, daß diesem Japaner gerade das total abging, was mich am Judentum hauptsächlich interessiert: die Theologie, die Philosophie (etwa des Mittelalters, wo man ja überall beinahe genauso argumentierte, ob nun unter den Scholastikern oder unter den jüdischen Theologen oder unter den Muslims). Damals ging mir ein Licht auf, wie westlich, europäisch doch im Grunde genommen das Judentum ist, an das ich glaube.

*HK:* Sie beteiligen sich selber seit vielen Jahren am christlich-jüdischen Gespräch. Darf ich ganz direkt fragen, was diese Erfahrung für Sie erbracht hat, wie sich möglicherweise Ihre Einschätzung des Christentums dadurch verändert hat?

*Petuchowski:* Sehen Sie, wenn ich in meinem Studierzimmer sitze und Bücher lese und dann sage, na ja, Gott steht mit allen Menschen in Beziehung, man braucht nicht Jude zu sein, um in den Himmel zu kommen, und die Gerechten aller Völker haben einen Anteil an der zukünftigen Welt, dann kann das eine rein theoretische Aussage sein. Was das christlich-jüdische Gespräch mir gebracht hat, war persönliche Beziehung zu nichtjüdischen Gerechten. Das hat meinen Glauben – sagen wir mal an die Vaterschaft Gottes von allen – unterstützt und unterstrichen. In meiner Kindheit wäre es mir nie eingefallen, als ich auf den Straßen Berlins von der Hitlerjugend mit Steinen beworfen und verfolgt wurde und rennen mußte, irgendwie in eine Kirche zu gehen, an der ich vorbeikam. Die Kirchen, das waren Burgen des Feindes. Die Kirche war ja auch antisemitisch. Jetzt herausfinden, durch den persönlichen Kontakt, daß diejenigen, die heute zur Kirche gehen – was immer die Sachlage in den Dreißiger Jahren gewesen sein mag –, nicht zum Feind gehören, sondern meine Verbündeten sind, ja, das ist eine sehr wichtige Sache.

*HK:* Wo liegen für Sie die neuralgischen Punkte des jüdisch-christlichen Gesprächs, bzw. was sind die Vorbedingungen dafür, daß das Gespräch weiterkommen kann?

*Petuchowski:* Da ist zunächst die Bereitschaft, vom christlichen Standpunkt aus zuzugeben, daß der Bund Gottes auf dem Kalvarienberg den Bund Gottes auf dem Sinai nicht abgeschafft hat. Viele meiner christlichen Freunde geben das zu. Aber es scheint noch sehr viele Christen zu geben, die das nicht zugeben. Wenn man dann von „Altem“ Testament und „Neuem“ Testament spricht, vom „alten“ Bund und vom „neuen“ Bund, so kann das – besonders in der Moderne, wo das Neue immer besser ist als das Alte und das Neue das Alte immer überholt – Schwierigkeiten machen, den Juden als selbstberechtigtes religiöses Lebewesen anzuerkennen, anstatt ihn zu bemitleiden: ach der arme Mensch, der hat nur das Alte Testament, da ist die Synagoge mit der Binde vor den Augen. Das dürfte noch ein neuralgischer Punkt sein, obwohl ich mich nicht beklagen kann. Es gibt viele christliche Freunde, die sich kein Bild von mir mit einer Binde vor den Augen machen.

## „Die Verwischung der Differenzpunkte zwischen Synagoge und Kirche scheint mir keine große Hilfe für das Gespräch zu sein“

*HK:* Gibt es Hindernisse für das Gespräch nicht auch auf jüdischer Seite?

*Petuchowski:* Für die jüdische Sicht ist natürlich das Zentralproblem die Rolle des Gottessohnes im Christentum. Das ist ja der Punkt, den kein Jude überschreiten kann, ohne dabei aufzuhören, Jude zu sein.

*HK:* Es gibt ja einige Versuche, dadurch Brücken zu bauen, daß Juden wie Christen den historischen Jesus von Nazareth neu entdecken. Wie weit reichen Ihrer Meinung nach solche Versuche?

*Petuchowski:* Die Heimholung des Juden Jesus ist fast etwas modisch geworden. Dabei wird aber leicht verwischt, daß da nicht nur der jüdische Jesus ist, sondern auch der christliche Christus, der Christus der Kirche. Und die Verwischung der Differenzpunkte zwischen Synagoge und Kirche scheint mir keine große Hilfe für das Gespräch zu sein. Wie kommt man da weiter? Man kommt einfach nur *theologisch* weiter, indem man sich fragt, was dieses Dogma für den Christen bedeutet. Was ist die religiöse Grunderfahrung dahinter? Was wäre das Korrespondierende auf unserer Seite, oder fehlt uns da vielleicht etwas, haben wir unsere Theologie nicht tief genug ausgebaut? Man kann sich ehrlich darüber unterhalten, aber das wird dann immer – sagen wir mal – der Grenzstein zwischen Judentum und Christentum bleiben, und das schadet nichts, solange es nicht zu Bekehrungsversuchen kommt.

*HK:* Erschwert nicht gerade die Animosität gegenüber vermuteten Bekehrungsversuchen immer noch das Gespräch?

*Petuchowski:* Wenn ich vor Bekehrungsversuchen warne, bedeutet das nicht, daß ich einem Christen sagen würde, kümmere dich nicht um mein Seelenheil. Ich will von dem Christen nichts verlangen, was gegen seinen eigenen Glauben ist. Ich würde nur sagen: schön, kümmere dich um mein Seelenheil, aber glaube an die Allmacht Gottes und überlasse es ihm, meine Seele in deinem Sinne zu retten. Da sind die Juden sehr empfindlich. Es gibt eine zu lange Geschichte von Folterungen und Scheiterhaufen und Zwangstaufen, die sehr tief im Gedächtnis stecken. Verstärkt wird das noch dadurch, daß von dieser Geschichte – ob zu Recht oder nicht – Verbindungen gezogen werden zum Dritten Reich und zur Judenverfolgung in Deutschland. Selbst wenn keine direkte Beziehung auszumachen ist, meint man doch, irgendwie sei die Volksseele schon seit Jahrhunderten durch die Kirche darauf vorbereitet worden. Deswegen können Bekehrungsversuche im christlich-jüdischen Gespräch nur schaden. Tatsächlich gibt es orthodoxe Rabbiner in Amerika, die

sich vom christlich-jüdischen Gespräch fernhalten, weil sie behaupten, das sei nur die alte Judenmission in neuer Aufmachung. Sie haben Unrecht, aber das Gefühl ist eben noch da.

*HK:* Sie haben einmal die Entwicklung einer jüdischen Theologie des Christentums und einer christlichen Theologie des Judentums gefordert. Das ist zweifellos eine motivierende Perspektive für das christlich-jüdische Gespräch. Könnte es aber nicht auch so mißverstanden werden, daß das Gespräch eines Tages damit aufhört, daß der jeweils andere im eigenen theologischen System untergebracht wird?

*Petuchowski:* Um Gottes willen, nein. Erstens habe ich damals ausdrücklich dazu gesagt, der eine dürfe sich nicht als Karikatur im System des anderen wiederfinden. Und zweitens glaube ich, daß solche Theologien das Gespräch nicht zu Ende, sondern erst an den Anfang, nämlich auf das richtige Niveau bringen würden. Was würde es bedeuten? Es würde jüdischerseits bedeuten, daß man das Christentum ernst nimmt. Es ist eine mögliche jüdische Stellungnahme zu sagen: die Christen stehen im Noah-Bund, und wenn sie ein ethisches Leben führen, haben sie ihr Seelenheil, aber abgesehen davon geht mich das Christen-

tum nicht mehr an als z. B. der Buddhismus. Der Versuch, das Christentum in eine jüdische Theologie einzubauen, setzt dagegen voraus, daß der Christ doch mehr ist als einfach nur ein Sohn Noahs, daß nämlich der Christ tatsächlich eine legitime Interpretation der hebräischen Bibel hat. Kann es sein, daß es vom sogenannten Alten Testament zwei, drei oder fünf mögliche Entwicklungen gibt, daß eine Fortbildung der biblischen Religion im rabbinischen Judentum liegt und eine weitere im Christentum? Wie weit sind wir gemeinsame Wege gegangen? Wo sind wir auseinandergegangen, und warum und zu welchem Zweck? Wie stellen wir uns die Zukunft vor? Gehen wir wieder etwas mehr parallel? Oder schweifen wir wieder weiter auseinander? Das alles müßte dazu führen, daß sich die Juden fragen: was will Gott die Menschheit damit lehren, daß es ein Christentum gibt, und daß sich die Christen fragen, was will Gott die Menschheit damit lehren, daß es ein Judentum gibt. Was ich also mit diesen beiden Theologien meine, ist die respektvolle Anerkennung der Differenzen, aber auch die respektvolle Anerkennung der gegenseitigen Legitimität. Von da aus kann ein richtiges Gespräch stattfinden. Das Gespräch heutzutage führt erst zur Schaffung solcher Theologien hin. Wenn wir sie erst mal auf beiden Seiten haben, wird das Gespräch viel leichter werden. Aber es wird gewiß nicht abgestellt.

## Kirchliches Zeitgeschehen

# Neubeginn im Zeichen der Kontinuität

## Der Anfang des Pontifikats von Papst Johannes Paul I.

*Der folgende dokumentierende Bericht gibt einen Überblick über Biographie und Persönlichkeit des neuen Papstes und registriert die Ereignisse im Zusammenhang der Übernahme des Pontifikats. Die im Wortlaut abgedruckten Ansprachen wurden in der Redaktion übersetzt. Soweit offizielle deutsche Übersetzungen vorlagen (in KNA bzw. im deutschen „Osservatore Romano“), wurden sie mit berücksichtigt.*

Am Samstag, den 26. August, gegen 18.20 (MEZ) betrat der rangälteste Kardinaldiakon, Kardinal *Pericle Felici*, einst Generalsekretär des Zweiten Vatikanischen Konzils und heute Präfekt der Apostolischen Signatur, die Benediktionsloggia über dem Portal von St. Peter, um der auf dem Petersplatz wartenden Menge zu eröffnen: „Ich verkünde euch eine große Freude. Wir haben einen Papst: den hochwürdigsten Herrn Kardinal der römisch-katholischen Kirche *Albino Luciani*, der sich den Namen Johan-

nes Paul I. gegeben hat.“ Wenig später erschien der neue Papst selbst auf der Loggia und erteilte mit hörbar bewegter Stimme der Stadt Rom und dem ganzen Erdkreis, *Urbi et Orbi*, seinen ersten apostolischen Segen.

Die Überraschung war in mehrfacher Hinsicht groß: über die kurze Dauer des Wahlvorgangs, über den Gewählten, über den von ihm angenommenen Namen. Die fast etwas kuriosen äußeren Umstände paßten dazu: der über der Sixtinischen Kapelle nach dem vierten Wahlgang aufsteigende Rauch schien zunächst dunkel zu sein, so daß in ersten Meldungen in Rundfunk und Fernsehen bereits von einem negativen Wahlausgang die Rede war, während die „Fumata“ immer weißer wurde und den Schluß des Konklaues anzeigte, das eines der kürzesten in der Geschichte war und in diesem Jahrhundert nur von demjenigen im Jahre 1939 unterboten wurde, in dessen Verlauf beim dritten Wahlgang Pius XII. gewählt worden war.